

Im Geist ein Grieche: Werkstattgespräch mit Livio Vacchini

Autor(en): **Joanelly, Tibor / Vacchini, Livio**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Ingenieur und Architekt**

Band (Jahr): **118 (2000)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-79885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tibor Joanelly, Zürich

Im Geist ein Grieche

Werkstattgespräch mit Livio Vacchini



Postgebäude, Locarno. 1988–95

Livio Vacchini gilt seit den 1970er-Jahren als einer der Hauptvertreter der Tessiner Tendenz, in deren Umfeld er internationale Anerkennung erlangte. In diesem Werkstattgespräch erläutert ein «gereifter» Architekt seine Positionen und Entwurfsansätze, die zu kontroversen, jedoch spannenden Gebäuden führen.

Beharrlich fixiert und formuliert Livio Vacchini seine Themen um den Ort, die Struktur und den Bezug zur Architekturgeschichte. Er führt seit fünf Jahren ein gemeinsames Architekturbüro mit Sylvia Gmür in Basel und Locarno. Zurzeit arbeiten sie an einer Erweiterung für das Kantonsspital Basel.

Joanelly: Herr Vacchini, ein Credo der Tessiner Architektur lautet, dass ein Ort durch ein Gebäude in seiner Ausstrahlung gesteigert werden muss. Ein Ort wird gebaut. Mario Botta hat – neben anderen – diesen Satz mit seinem Engagement immer wieder medienwirksam hervorgehoben. Wo liegt Ihrer Meinung nach heute, in einer Welt ohne Orte, dessen Relevanz?

Vacchini: Schauen Sie, wenn Sie zum Beispiel an mein eigenes Atelierhaus in Locarno denken, kann ich Ihnen dies erklären. Dieses Haus steht alleine inmitten eines unpersönlichen Neubaugebiets aus den 1950er-Jahren. Die Lage des Hauses, die scharfe Kubatur und die Strenge der Geometrie verleihen ihm an diesem an sich uninteressanten Ort Bedeutung, etwas, das diesen Ort auszeichnet. Das gilt heute noch. Der Ort wird durch das Gebäude erst erschaffen. Selbst die schönste Landschaft der Welt – in Griechenland zum Beispiel – bietet vielleicht an sich nicht mehr als ein schönes Panorama oder angenehme Erinnerungen. Erst ein gut gemachtes Haus kann diese Landschaft über das erheben, was reiner «Naturgenuss» ist. Ein Gebäude gibt einem Ort Sinn. Die Tempel des antiken Griechenland sind überall im Mittelmeerraum zu finden. Sie unterscheiden sich untereinander kaum, erzeugen aber durch ihre Anlage jedesmal eine besondere Stimmung. Natürlich wäre ein solcher Tempel in Schweden oder auch in Zürich absurd. Das Licht hat hier ganz andere Eigenschaften, seine Wirkung würde nichts zu dem Ort beitragen. Bei der Akropolis aber, da wurde ein Ort gebaut, was

durchaus physisch zu verstehen ist. Mit Mauern und Terrassen wurde der Berg – dem Material eines Bildhauers vergleichbar – vollständig verändert. Meine Architektur ist das Gegenteil einer Anpassung. Ich suche immer den Kontrast zur Natur.

Joanelly: Ihr eigenes Wohnhaus hat etwas Kristallines. Seine Struktur scheint so in die Landschaft gesetzt, als markierte ein verborgenes Koordinatensystem einen spezifischen Punkt, etwa da, wo sich Meridiane kreuzen.

Vacchini: Genau. Ich schaffe Regeln, nach denen ich ein Gebäude in einen Kontext setze. Es gibt Regeln und Prinzipien. Die Prinzipien sind die dogmatischen Grundsätze, nach denen ich handle, vielleicht sind sie ganz einfach mein «Glaube». Ich glaube an Schönheit, an den Menschen, an das Leben. Das ist wie in der Religion. Es gibt Prinzipien, die sind unbeweglich – jeder von uns hat solche Prinzipien, sonst wäre man der Welt ausgeliefert und könnte kaum etwas bewirken. Die Regel hilft, um Ideen greifbar zu machen, um sie auf eine praktische Ebene zu bringen. Ich spreche nicht von Rezepten, denn für jede Aufgabe muss ich neue Regeln schaffen, die es

mir erlauben, meine Prinzipien zu verwirklichen. Bei jeder Aufgabe gilt es, erneut die richtigen Fragen zu stellen, um mit Disziplin – *rigore* – die Schönheit eines Gebäudes zu wecken. Der Betrachter soll die Regeln erkennen können, die zu seiner Form geführt haben. Architektur ist Kommunikation, und noch etwas mehr: Kommunikation. Architektur ist ein Ritual, eine Wiederholung der immer gleichen Fragen. Das Wichtigste und zugleich Schwerste aber ist, die richtigen Fragen zu stellen. Eine solche Frage stand für mich im Vordergrund, als ich mein eigenes Haus baute. So banal das klingen mag, ich wollte nach einer längeren Krise – während der ich nichts baute – wissen, was ein Haus ist. Ich wollte eine Antwort finden auf die Probleme, die schon vor langer Zeit aufgeworfen wurden, seit der Mensch baut. Was ist das Verhältnis von Struktur und Raum? Le Corbusier und Louis Kahn und andere haben zu ihrer Zeit Antworten auf diese Fragen gefunden. Ich fragte mich, wie ich auf diese Probleme antworten könnte.

Joanelly: Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Vacchini: (*Zeichnet*) Was mich interessiert, ist das Verhältnis zwischen der Tragstruktur und dem Raum, der durch diese Struktur eingegrenzt wird. Seit Urzeiten bis zur Moderne war ein Raum gekennzeichnet durch mindestens zwei Mauern oder Schotten, die eine Decke in Querrichtung tragen. Es war egal, mit welcher Konstruktionsart diese Decke den Zwischenraum überspannte. Wenn man diesen Sachverhalt abstrahiert, so erhält man ein Prinzip, das aus zwei Schotten besteht, und einen Raum, der sich zu seinen zwei kurzen Seiten hin öffnet. Dieser Raum entspricht auch einer einzelnen Behausung für eine Familie. In einer Stadt wurden diese Räume einfach aneinander gereiht.

Le Corbusier hat das Prinzip multipliziert. Er begann, die einzelnen Schotten aufzulösen (etwa *Maison Jaoul* in Neuilly-sur-Seine, 1952/53, oder in der Anlage *Maison de Week-end en Banlieue de Paris*, 1935). Dasselbe Prinzip hat er in der Vertikalen angewandt, was für ihn schon eine richtige Obsession war. Dies war ihm möglich, weil er dank neuer Bautechniken in der Lage war, mit Unterzügen grössere Distanzen zu überbrücken. Die Tragrichtung blieb aber nach wie vor dieselbe. Er ordnete also Zellen aneinander, wobei er die Grenzen der Zellen gegeneinander teilweise auflösen und so die Verhältnisse der Zellen untereinander neu regeln konnte. Dies entsprach im weitesten Sinne den Ansprüchen der modernen Massengesellschaft. Durch den entstandenen Raum-

körper wurde es ihm möglich, so etwas wie eine Hausgemeinschaft zu denken, etwa die *Unité d'Habitation*.

Louis Kahn demgegenüber war der Erste, der das Verhältnis zwischen Struktur und Tragrichtung neu definierte. Es gelang ihm, dank dem Einsatz von ingenieurmässiger Bautechnik, auf die Schotten zu verzichten, die die Unterzüge mitstützten, beispielsweise beim Kimbell Museum of Art in Fort Worth, Texas, von 1966–72. Anstelle von Unterzügen entschied er sich – aus klimatischen Gründen und um eine der Funktion angemessene Lichtführung zu erreichen – für tragende, vorgespannte Schalen, die den Raum überspannen. Die Haupttragrichtung drehte also, dank der grösseren möglichen Spannweiten, um 90° von Stütze zu Stütze. Es entstand ein schottenfreier Raum, der Kahns Regie vollkommen unterworfen werden konnte. Er war frei, den Lichteinfall von allen Seiten so zu steuern, wie es die Nutzung wirklich verlangte. Natürlich ist dieser Raumtyp auch eine symbolische Überhöhung des Gemeinschaftsinns.

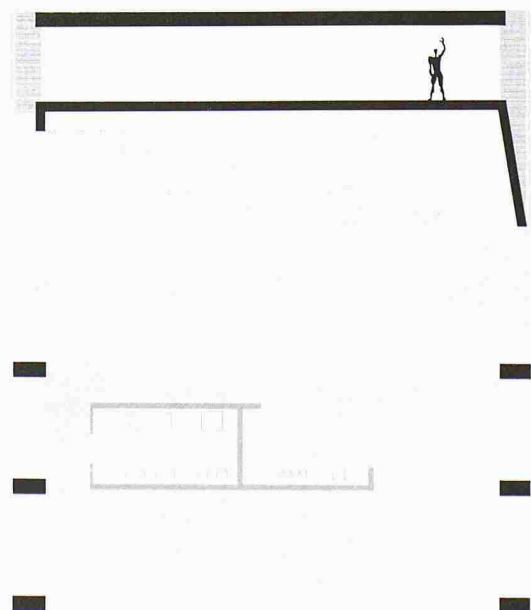
Auch mein eigenes Wohnhaus von 1990 basiert weitgehend auf diesem Prinzip. Zwei gleichwertige, parallele Raumschichten werden in der Länge von einer Decke überspannt, die an ihren kurzen Seiten auf je drei Stützen ruht. Da diese Decke statisch als vorgespannte Betonplatte wirkt, konnte ich ebenfalls auf Unterzüge verzichten. Das Haus ist, entsprechend der Tragrichtung, quer zum Hang orientiert. Seitlich aber hatte ich völlige Freiheiten in der Fassadengestaltung, was mir erlaubte, einen schönen Bezug zum neben dem

Zur Person

Livio Vacchini wurde 1933 in Locarno geboren. Er studierte von 1953–58 an der ETHZ. In der Folge war er in Stockholm und Paris tätig und begann im Jahre 1961 in Locarno zu arbeiten. Von 1963–68 führte er ein Architekturbüro zusammen mit *Luigi Snozzi*; seit 1969 ist Vacchini selbstständiger Architekt in Locarno, wobei er 1973–76 einige Projekte mit *Aurelio Galfetti* realisierte. 1976 unterrichtete er an der ETHZ und 1982 am Politecnico di Milano. Von 1980–85 war er Mitglied der Denkmalpflege-Kommission des Kantons Tessin. Seit 1995 führt er nun zusammen mit *Silvia Gmür* ein Büro in Basel und Locarno. 1997 erhielt er den Betonpreis '97 verliehen.

Haus liegenden Garten hin zu schaffen. Die Schotten gehören plötzlich zur Landschaft. Ich bin überzeugt, dass ich mit diesem Haus einen gültigen Beitrag für das Bauen unserer Zeit leisten konnte.

Weniger interessiert mich, welche Themen gerade diskutiert werden. Wenn ich entwerfe, so spreche ich mit der Geschichte, mit den Klassikern. Die Architektur ist wie eine Wissenschaft. Auch deshalb versuche ich die Fragen zu lösen, die sich immer wieder stellen, nämlich jene nach dem Haus, der Struktur. Oder wie berührt man die Erde, wie den Himmel? Was ist eine Nebenfassade, was eine Hauptfassade? Was bedeutet ein gerichteter Raum, was ein ungerichteter; welche Bedingungen muss ein privates Gebäude erfüllen, welche ein öffentliches Gebäude? Auch in der Wissenschaft, etwa der Physik, stellen sich die immer gleichen Fragen: Was ist Geschwindigkeit, was bewirkt sie? Oder wie wirken Gravitationskraft, Masse, Energie...? Die Architektur lebt wie die



Haus Vacchini, Costa Tenero.
1991–92, Längsschnitt und
Grundriss

Wissenschaft von Theorien. Ohne Theorie hat unser Schaffen keinen Wert. Zuerst muss man eine Theorie haben, Objekte sind «Demonstrationen» der Theorien. Hier lässt sich das Denken überprüfen.

Joanelly: Sie haben es vorhin angedeutet: Was zeichnet ein öffentliches Gebäude aus? Die neue Post in Locarno ist ein Gebäude, das in seiner Monumentalität und seinem Optimismus gleichzeitig beeindruckt und auch irritiert. Gut, zurzeit wird das Gebäude von der Post genutzt. Doch mittlerweile ist auch die Post nur mehr ein Konzern, der Pakete befördert. Wir haben es hier mit einer anonymen Körperschaft zu tun, welche kaum noch mit einem Gemeinwesen identifiziert werden kann.

Vacchini: Die Post befindet sich am wichtigsten Platz von Locarno. Vorher stand da eine Post aus der Nachkriegszeit, d.h., ein «neuzeitliches» Gebäude. Dieses Gebäude konnte die Rolle eines Hauptgebäuds der Stadt aber nicht erfüllen. Man brach diese alte Post nicht ab, weil sie nicht mehr funktionierte, sondern weil die Post bedeutend weniger Platz brauchte, und das Haus nicht so flexibel ausgelegt war, dass es einfach an andere zu vermieten war. Der Bau war in der Stadt auch nie akzeptiert. Als dieser Ort also zur Disposition stand, war ich überzeugt, dass der Platz durch ein Monument ausgezeichnet werden sollte; ich wollte ein öffentliches Gebäude, das seiner Funktion gerecht wird. Der Inhalt aber ist der Öffentlichkeit nicht zugänglich; das war durch das Programm klar bestimmt. Heute ist die Post noch da, und morgen vielleicht schon braucht man sie nicht mehr. Ich war mir dessen bewusst. Deswegen habe ich ein Gebäude gebaut, das an seiner Fassade keine Schlüsse auf sein Inneres zulässt; wenn Sie das Haus anschauen, können Sie nicht einmal die Stockwerkszahl ablesen. Das Einzige, was das Gebäude sprechen lässt, sind die öffentlichen Räume im Erdgeschoss. Ein Palast in Florenz oder Rom ist ja auch nicht öffentlich zugänglich. Seine Fassade aber wird der Wichtigkeit des Gebäudes im Stadtgewebe immer gerecht. In 100 oder 200 Jahren wird das Postgebäude bestimmt von einer wichtigen Institution gebraucht. Die Post wird verschwinden und, wenn wir Glück haben, wird die Gemeinde einziehen.

Joanelly: Sie haben vorhin von der Architektur als einem Ritual gesprochen. Wenn der Architekt so etwas wie einen Priester verkörpert, so kann dieses Ritual keine private Sache sein. Als Mies van der Rohe neue Nationalgalerie in Berlin gebaut wurde, kam die Aufrichte des Dachs einem feierlichen Akt gleich. Das Dach

wurde mit riesigem Aufwand auf seine Höhenlage gebracht, und dann wurden die Stützen darunter gestellt. Das ist eine Handlung, wie wenn Mies das erste Haus überhaupt gebaut haben wollte. Gibt es für Sie so etwas wie eine «Magie des Bauens»?

Vacchini: Natürlich. Jedesmal, wenn ich etwas baue, so denke ich an die Griechen. Zuerst bauten sie den Sockel, dann die Säulen, denken Sie an Segesta: der Tempel wurde nie fertig. Nachdem die Säulen erstellt worden waren, war man zufrieden. Das Dach war nicht so wichtig. Denn man baut nicht für die Götter – zumal nicht in der Funktion. In Losone war es fantastisch, als alle Säulen erstellt waren. Das war wie eine Ruine. Die Leute haben die unfertige Turnhalle fotografiert und gesagt: das ist

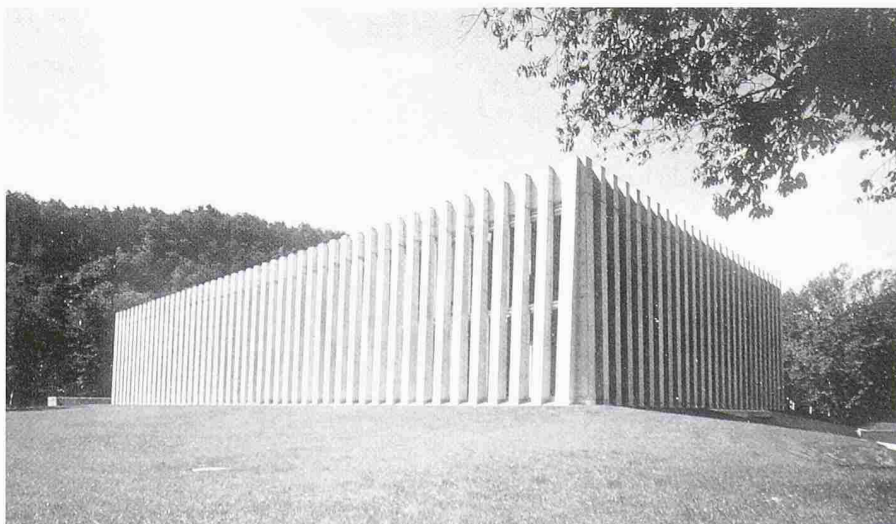
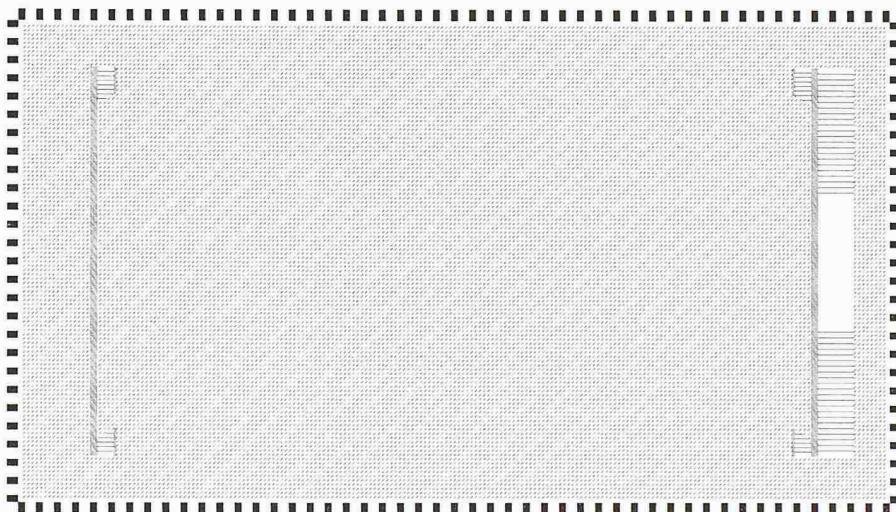
die Ruine von Losone. Es ist schön, wenn man sich vorstellt, wie das Dach in der Zeit Schaden nimmt, verschwindet, und was bleibt, sind diese Säulen. Und es ist dann sogar noch schöner als mit dem Dach. Die griechischen Tempel sind schön mit oder ohne Dach, das ändert nichts an der Sache. In diesem Sinne bin ich Grieche.

Joanelly: Herzlichen Dank.

Adresse des Gesprächspartners:
Tibor Joanelly, dipl. Arch. ETH, Ekkehardstrasse 22, 8006 Zürich. joanelly@access.ch

Bilder

Büro Vacchini, Locarno



Turnhalle, Losone. 1990–97, Grundriss und Ansicht